

Matthias Wermke

„Alt-Heidelberg, du feine/Feine“?

Zu Victor von Scheffels Hymne auf die Stadt*

Am 9. April 2016 jährte sich zum 130. Mal der Todestag von Joseph Victor von Scheffel, Anlass, an einen Schriftsteller zu erinnern, der in unseren Tagen zwar weitgehend vergessen ist, zu seinen Lebzeiten und noch zwei, drei Jahrzehnte danach aber ein Bestsellerautor war. Scheffel gehörte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den literarischen Schwergewichten in Deutschland. Doch schon für den Philosophen Kuno Fischer und in dessen Kielwasser für Bertolt Brecht und andere war Scheffel nicht viel mehr als ein „Saufpoet“.¹ Spätestens seit der Katastrophe des ersten Weltkrieges passt Scheffel nicht mehr in die literarische Landschaft. In unseren Tagen werden seine Prosawerke schon gar nicht mehr gelesen. Wenn irgendwelche Jungscharler das Lied von den frech gewordenen Römern oder Korporationstudenten vom „wunderschönen Nest“ Heidelberg singen, dann werden sie kaum einen Gedanken an dessen Verfasser verschwenden.



Kopfbildnis Scheffels an der Südostecke der Stadthalle mit dem Anfang der Heidelberg-Hymne; Bildhauer Rudolfo Colmel, 1903 (Foto: Hans-Martin Mumm)

* Vortrag gehalten im Rahmen der Vortragsreihe des Vereins Freundeskreis Literaturhaus Heidelberg e.V. am 19. Mai 2016 in Heidelberg. Zuerst veröffentlicht in: Edition Literaturhaus Heidelberg, Ausgabe 2, Heidelberg 2016.

Während Wilhelm Zenker in seinem aus Anlass des 75. Todestages von Scheffel verfassten Aufsatz „Was bedeutet uns Joseph Victor von Scheffel?“² 1961 noch um eine Rechtfertigung seines Themas ringt, können wir Alt-Heidelberger uns eine solche auch 55 Jahre danach sparen. Denn hier bei uns ist Scheffel – unabhängig von seinem literarischen Stellenwert – allgegenwärtig. Scheffelterrasse mit Scheffeldenkmal, Scheffelstraße und – für diejenigen, die's noch wissen, – das Restaurant „Scheffeleck“ sind oder waren Landmarken in unserer Stadt, welche die Erinnerung an den Dichter wachhalten. Und wer immer zu den Veranstaltungen des Heidelberger Frühlings in die Tiefgarage hinter der Stadthalle abtaucht, muss sich dabei unweigerlich von Scheffel beäugen lassen. Vom Südostturm des Gemäuers blickt dieser zusammen mit Perkeo und begleitet von den Versen „Alt-Heidelberg, du feine / Du Stadt an Ehren reich“ unverdrossen auf die Vorbeiziehenden herab. Es ist eben dieses „Alt-Heidelberg, Du feine“, mit dem sich Scheffel in unserer Stadt ein bleibendes Andenken geschaffen hat. Das Lied ist nichts weniger als die Stadthymne und darf bei keinem Vereinsjubiläum und keinem Stiftungsfest fehlen. Indem die erste Strophe Eingang in die offizielle Fassung des „Badnerlieds“ gefunden hat, ist „Alt-Heidelberg, Du feine“ sogar so etwas wie eine Hymne in der Hymne geworden. Und schließlich: Ohne dieses Lied gäbe es den Mythos „Alt-Heidelberg“ vielleicht gar nicht. Gründe genug, sich mit dem Text einmal genauer zu beschäftigen, wobei sich diese Beschäftigung auch als ein Beitrag zur Heidelberger Traditionspflege versteht.

Beginnen möchte ich mit einem autobiografischen Rückblick. Manche werden sich daran erinnern, wie es Anfang der 1960er Jahre in der Altstadt aussah. Damals gab es Tage, die für einen kleinen Neckarschleimer wie mich etwas ganz Besonderes waren. Gemeinsam war diesen Tagen, dass sie auf die Sommermonate verteilt lagen und grundsätzlich auf einen Samstag fielen. Schon wenn meine Geschwister und ich uns morgens nach dem Frühstück, beaufsichtigt von unserem Großvater Rudolf Loos, am großen Wohnzimmerfenster im zweiten Stock des Hauses Hauptstraße 174 drängten, um zu inspizieren, was sich unter uns auf der Straße so tat, war deutlich zu spüren, dass etwas in der Luft lag. Der Kirchturm von Heilig-Geist schräg gegenüber erstrahlte noch heller als sonst in der Morgensonne. Die Leute, welche in Richtung Markt oder Universitätsplatz strebten, schienen froh gestimmt zu sein, und auch die beiden Haflinger, die den Tieflader der Spedition Henk & Niederhäuser hinter sich her zogen, machten einen weniger gleichgültigen Eindruck als gewöhnlich. Dass etwas anders war als an normalen Tagen war aber insbesondere den Straßenbahnen anzusehen. Der „Einser“ rumpelte dann wie mit stolz geschwellter Brust an unserem Ausguck vorüber. Die Linie Drei zog ihren Anhänger mit freudiger Entschlossenheit die Schienen entlang, und das „Bing, bing“, mit welchem die Schaffner dem Fahrer Abfahrtbereitschaft signalisierten, klang hell und fröhlich zu uns herauf. Untrüglicher Hinweis für alle Eingeweihten auf das, was da kommen sollte, waren jedoch die drei Fähnchen – Schwarz-Rot-Gold und zweimal Gelb-Schwarz –, mit denen die Wagen der „Bembel“ geschmückt waren. Es war Samstag, es war Sommer, und am Abend würde eine Schlossbeleuchtung stattfinden. Darin

lag für uns die ganze Magie dieser Tage, an denen allein die Aussicht darauf zählte, länger aufbleiben oder bei Anbruch der Dunkelheit mit Oma und „Oba“ Loos über die Alte Brücke zum Nepomuk gehen zu dürfen, von wo aus man den besten Blick auf Schloss und Scheffelterrasse hatte.

Kaum war das letzte Licht des Tages vom Schwarz der Nacht verdrängt, krachte ein Kanonenschlag ins enge Tal hinein und verkündete den Beginn des Spektakels. Ganz allmählich färbten sich die zerschossenen und gesprengten Mauern des Schlosses rot. Schön und bedrückend zugleich war dieser Anblick, welcher uns acht, vielleicht zehn Minuten bannte, bevor die Magnesiumfeuer langsam ausbrannten und das Schloss nach und nach vom Dunkel der Nacht verschluckt wurde. Einen Moment noch herrscht Stille. Dann bricht die Hölle los. Rakete auf Rakete zischt in den Nachthimmel und entlädt in unendlichen Höhen, vom Ah und Oh des Publikums begleitet, ihre farbige Ladung. Ein Wasserfall aus flüssigem Silber und Gold ergießt sich von der Scheffelterrasse hinunter ins Friesental. Der Krawall ist ohrenbetäubend. Den Kopf weit in den Nacken zurückgelegt, versuchen wir Kinder den himmelstürmenden Lichtpunkten der Feuerwerkskörper zu folgen, die zunächst im Nichts zu verglimmen scheinen, bevor sie ihre buntprächtigen Fächer in die Nacht werfen. Die Abstände zwischen den einzelnen Explosionen werden immer kürzer, das Farbensprühen am Nachthimmel immer schillernder, bis schließlich ein letzter gewaltiger Strauß aufleuchtet und das Finale verkündet. Während der Kanonendonner noch im engen Tal widerhallt, klatschen die Zuschauer dankbar Beifall, bevor sie das Lied „Alt-Heidelberg, du feine“ anstimmen und nicht eher von der Stelle weichen, bevor nicht auch die letzte Strophe dieser schönsten Hymne auf die Stadt verklungen ist. Dieses Singen ist das für mich Beeindruckendste an den Schlossbeleuchtungen geblieben. Heute enden sie allesamt damit, dass die Zuschauer einfach auseinander streben, um möglichst schnell zurück zu ihren Kraftfahrzeugen oder in die nächste Kneipe zu kommen. Für „Alt-Heidelberg, du feine“ ist keine Zeit mehr.

Die Entstehungsgeschichte von „Alt-Heidelberg, du feine“ ist schnell erzählt. Verfasser ist der am 16. Februar 1826 in Karlsruhe geborene Joseph Victor Scheffel (seit 1876 „von“ Scheffel). 1844 studiert dieser zwei Semester lang in Heidelberg Rechtswissenschaften und wird hier zum Mitbegründer zweier Burschenschaften, deren eine, die Frankonia, sein Andenken in besonderem Maße pflegt. Scheffel schwankte Zeit seines Lebens zwischen der ihm aufgezwungenen Beamtenlaufbahn und seinem Drang zum Malen und Dichten. Heute nur noch wenig oder gar nicht mehr gelesen, waren seine Dichtungen, vorneweg das kleine Versepos „Der Trompeter von Säckingen – Ein Sang vom Oberrhein“, der historische Roman „Ekkehard“ und die Liedersammlung „Gaudeamus“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bestseller. Die Auflagen dieser Werke übertrafen zeitweise diejenigen Goethes, entsprachen sie doch genau dem in Burgenromantik schwelgenden Zeitgeist.

„Alt-Heidelberg, du feine“ erscheint erstmals in gedruckter Form in ebendiesem „Trompeter von Säckingen“. Diesen verfasst Scheffel 1852 auf Capri, wohin er im Mai desselben Jahres regelrecht flieht, nachdem sich das Werben um seine Cousine Emma Heim aus Zell im Kinzigtal als hoffnungslos erwiesen hat. Cousine Emma nahm die diversen gezeichneten und gereimten Huldigungen „Jung Victor“ hin, „ohne sie mit tieferen als verwandtschaftlichen Gefühlen zu erwidern“.³ Immerhin löste sie jenen Impuls aus, welcher die erste größere Dichtung Scheffels entstehen ließ. In deren Held, „Jung Werner“, sind autobiografische Züge nur allzu leicht erkennbar, und dessen ebenfalls ergebnisloses Anhimmeln einer gewissen Margarete erlaubt es unschwer, eine Beziehung zur leiblichen Emma Heim herzustellen, der Scheffel, auch als sie längst in erster und später in zweiter Ehe verheiratet war, eng verbunden blieb.

Schon im zweiten „Stück“ des „Trompeters“ wird unser Lied eingeflochten. Szenenbild: Ein lauschiger Sommerabend. Sonnenuntergang über den bewaldeten Höhen des Schwarzwalds. „Jung Werner“, auf dem Rücken seines treuen Rosses sitzend, hat gerade ein Abendlied auf seiner Trompete zu Ende geschmettert. Ein Pfarrerherr lauscht ihm, auf die Gartenhecke gelehnt. (Carl Spitzweg hätte seine Freude gehabt.) Kaum ist das Lied verklungen, lädt er den Fremden in sein Haus ein, wo er diesen nach dem Abendessen – „Auf der Schüssel hatte dampfend / Ein gebraten Huhn gepranget, / Doch getilgt war’s und entschwunden“ – auf die wärmende Ofenbank bittet, denn: „Nach vollbrachtem Mahle ziemt sich’s / Daß der Wirth den Gastfreund frage: / Wer er sei? Woher der Männer? / Wo die Heimath und die Eltern?“⁴

Ein tolles Bild: Zwei einander Unbekannte begegnen sich. Der eine lädt den anderen zum Essen ein. Erst danach wird geklärt, mit wem man es eigentlich zu tun hat. Kann es ein schöneres Zeichen von Friede und Vertrauen geben? Wie anders stellt sich eine vergleichbare Szene im althochdeutschen „Hildebrandslied“ aus dem späten 8. Jahrhundert dar: Auch da treffen zwei Fremde aufeinander. Aber anstatt Freundlichkeiten auszutauschen, fordert der eine den anderen dazu auf, sich gefälligst auszuweisen, und behauptet dabei dreist, es genüge, wenn er „einen der Männer“ – hier sind wir wieder bei Scheffel – nenne, um von diesem auf den Rest seiner Sippschaft schließen zu können: „ibu du mi ęnan sages, ik mi de odre uuet“ [Wenn du mir einen nennst, kenne ich alle anderen.]. Der so Angebellte holt daraufhin zu einer ausufernden Prahltrede aus, woraus sich eine von Misstrauen geprägte Konversation ergibt, welche in einem tragischen Kampf zwischen Vater und Sohn endet. Das Ganze liegt damit weit ab von der im „Trompeter“ verklärten Schwarzwaldromantik rund um Feldberg, Belchen und Blauen.

Zurück von der regengrauen Warte des „Hildebrandslieds“ ins heimelige Schwarzwälder Pfarrhaus. Da sitzen die beiden also, der Pfarrerherr und „Jung Werner“, auf des „Ofen’s Bänklein“ und wärmen sich ihre Lenden. Der Aufforderung seines Gastgebers, ruhig die Beine lang zu machen, folgt „Jung Werner“, wohl erzogen, „zwar ... nicht, doch schlürft’ er“ – ganz Genießer – „Einen Schluck des rothen Weines / Und begann drauf zu erzählen“. Werner Kirchhof heißt er, in der Pfalz ist seine Heimat, „In der Pfalz zu Heidelberg“. Und los geht’s:

Alt-Heidelberg, du feine,
du Stadt an Ehren reich,
am Neckar und am Rheine
kein andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen
an Weisheit schwer und Wein.
Klar zieh'n des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
der Frühling über's Land.
So webt er dir aus Blüten
ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
ins Herz gleich einer Braut,
er klingt wie junges Lieben
dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen
und wird mir's drauß zu kahl,
geb ich dem Ross die Spornen
und reit ins Neckartal.

Natürlich kann „Jung Werner“ nur rezitiert und nicht drauflosgeträllert haben, denn die Melodie ist erst 1861 entstanden. Sie geht auf den Mannheimer Musikdirektor Anton Zimmermann zurück. Dieser stellte sie außer Konkurrenz im Rahmen eines Preissingens in der Museumsgesellschaft in Heidelberg vor, das von dem Lehrer Kommersbuchverlag Hermann und Moritz Schauenburg veranstaltet worden war. Einstimmig wurde die Zimmermann'sche Melodie mit einem Sonderpreis von 5 Gulden ausgezeichnet, wie das „Heidelberger Journal“ vom 19. Juni 1861 berichtet. Von da an nimmt der Siegeszug von „Alt-Heidelberg, du feine“ seinen Lauf.

Erinnerungstafel des
Kulturamts an dem
Haus Friedrichstraße
8, 2003 (Foto: Hans-
Martin Mumm)



Wann Scheffel tatsächlich die Eingabe zu dem uns bekannten Text hatte, ist nicht ganz einfach zu bestimmen. Zur Erinnerung: Der „Trompeter“ ist auf Capri entstanden, wohin der Autor im Mai 1852 reiste und wo er bis Mai 1853 weilte, als ihn die Nachricht von einer schweren Erkrankung seiner geliebten Schwester Marie zurück in die badische Heimat rief. Die Metzler'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart publizierte den „Trompeter“ in erster Auflage 1854. Die Literarische Gesellschaft Karlsruhe verwahrt im Scheffelarchiv eine Handschrift des Liedes, die im Hinblick auf unsere Fragestellung aber eher irritiert. Sie trägt nämlich einen handschriftlichen Vermerk, welcher der Schrift – lateinische statt deutsche, im Gegensatz zum Rest des Textes – und der Tintenstärke nach späteren Datums ist. Dieser Vermerk lautet „Weinheim Juli 52“. Wer immer ihn notiert hat: Ihm steht ein Hinweis aus den Lebenserinnerungen von Rosalia Braun-Artaria, Tochter des in Weinheim ansässigen Mannheimer Kunsthändlers Dominik Artaria, entgegen, wonach das Lied bereits im Mai 1852 im Haus ebendieser Familie Artaria entstanden sei. Zur Familie Artaria hatte der kunstbegeisterte Scheffel schon seit längerem Beziehungen. Sein Freund, der Kunsthistoriker Julius Braun, heiratete die bereits genannte Rosalia. Er selbst fühlte sich der 1842 geborenen jüngeren Tochter des Hauses, Julie, zugeneigt. Aber nach Emma Heim scheint ihm auch die reizende Julie einen Korb gegeben zu haben. Kurz nach der Entstehung des Liedes ist Scheffel jedenfalls nach Italien abgereist, wo er sich, wie bereits erwähnt, nicht der Liebe, sondern seinem „Trompeter“ hingab.

Wenn wir uns den Text des Liedes näher betrachten, dann müssen wir mit einem gewissen Bedauern zugeben, dass sein Inhalt eher trivial und schon gar nicht neu ist. Der Ruhm der Stadt Heidelberg wird bereits lange vor Scheffel besungen. Das beginnt 1427/28 mit dem Loblied Oswalds von Wolkenstein auf Kurfürst Ludwig III. Die Scheffelschen „Blauäuglein“, womit die Heidelberger Jungfrauen gemeint sind, sind dem einäugigen Sänger aus Südtirol in seinem „Ich rüm dich haidelwerg“ „schöne ... mündlin rot“. Aber egal ob Augen oder Lippen: das Pars pro toto ist schon da. Im „Loblied auf Heidelberg“ des Frühhumanisten Peter Luder (um 1415–1472) finden wir weitere Vorlagen für unsere Stadthymne. Was bei Scheffel die Reichheit „an Ehren“ Heidelbergs ausmacht, ist bei Luder die herausragende Position der Stadt als Sitz der Wissenschaften und als wehrhaftes Zentrum der Pfalzgrafenherrschaft, dessen Burg- und Repräsentationsbauten „jeden mächtigen König nicht nur empfangen, sondern auch entzücken“⁵ können. In beiderlei Hinsicht übertrifft Heidelberg nach Ansicht Luders alle anderen Städte, was bei Scheffel in den Vers „kein andre kommt dir gleich“ gerinnt. Wo Scheffel auf die klar ziehenden Wellen des Stromes blickt und ein schimmerndes Brautgewand frühlinghafter Blüten sieht, bietet sich dem Blick Luders „ein liebliches Tempe-Tal ... offen dar“.⁶ Damit sind wir unversehens an den Fuß des griechischen Göttersitzes in Thessalonien kaputliert, mithin in eine Landschaft arkadischen Gepräges. Hierzu passen bei

Scheffel der „linde Süden“, der bereits genannte „Frühling“ und die mit ihm einherziehende Blütenpracht, die übrigens schon bei Friedrich Hölderlin und noch stärker bei Nikolaus Lenau in dessen Gedicht „Die Heidelberger Ruine“ (1833) anklingt. Der Vergleich Heidelbergs mit einer Braut ist allem Anschein nach nur bei Scheffel zu finden. Zwar liebt bereits Hölderlin in seiner 1800 verfassten Ode „Heidelberg“ „der Vaterlandsstädte / Ländlichschönste“, möchte sie deshalb aber nicht Braut, sondern „Mutter nennen“.

Was bei Scheffel zu fehlen scheint, ist jenes Element, das alle Heidelberg-Begeisterten des 19. Jahrhunderts fast unisono herausstellen, wenn sie über unsere Stadt ins Schwärmen geraten. Gemeint ist deren Zauber. Es kann doch eigentlich nicht angehen, dass ausgerechnet einer, der, um noch einmal aus dem „Trompeter“ zu zitieren, „dort am Neckar ... den süßen / Traum der Kindheit ... geträumt“, nichts von der zauberhaft-verzaubernden Wirkung Heidelbergs verspürte, einer, der gerade hier, im Kreise seiner Freunde aus dem berühmten „Engeren“, die schönste Zeit seines Lebens verlebte? Man mag es kaum glauben, und doch ist es so. Hölderlin sieht sich vom Zauber der Stadt auf der Brücke gefesselt⁷, wie sich vier Jahrzehnte nach ihm auch der französische Romancier Victor Hugo nicht mehr von der Stadt „losreißen“ kann. Für Marianne von Willemer sind die Ruinen des alten Schlosses in einem Gedicht, das sie 1824 anlässlich des 75. Geburtstages von Goethe dichtete, ein „Zauberort“. Vom „stillen Zauber“ ist in dem erwähnten Lenau-Gedicht „Die Heidelberger Ruine“ die Rede. Ein Reisehandbuch aus dem Jahr 1808 schwärmt von den schönen Sonnenuntergängen, die man in Heidelberg auch nach trüben Tagen erleben kann, denn „die Ruine des Schlosses steht dann in zauberischem Rosenlicht“. Die Dichterin Helmina von Chezy lebte längere Zeit in unserer Stadt, von deren Gesamteindruck sie feststellt, dass die Natur „ihre geheimnißvollsten Zauber in Fels, Waldung, Weinberg, Fluß und Thal“ gelegt habe. Sogar dem Amerikaner Mark Twain, der 1878 für einige Tage in Heidelberg hängen bleibt, schlägt es beim Blick vom Schloss herunter auf die Stadt den ihm ansonsten eigenen Sarkasmus, sodass er feststellt: „Ich kenne kein Bild, das so voll Heiterkeit und voll beglückendem Zauber ist wie dieser Blick.“ Ließen wir als weitere Indizien des Zauberhaft-Verzaubernden die Eigenschaftswörter „reizend“ und „entzückend“ zu, kämen wir leicht auf viele weitere Belege. Der ganze Heidelberg-Zauber-Kult kulminiert in Albrecht Graf Wickenburgs Studentenlied „Heidelberg, du Jugendbrunnen“ (1888), in dem Heidelberg glatt heraus die „Zauberin am Neckarstrand“ ist. Bei Scheffel lesen wir nichts von der Zauberin Heidelberg. Ausgerechnet bei ihm fehlt sie, und trotz seines Bekenntnisses, die Stadt stehe ihm „geschrieben / ins Herz gleich einer Braut“, nehmen wir das doch mit einer gewissen Enttäuschung zur Kenntnis. Das einzige, was Scheffel über Heidelberg herausbringt, ist, dass es „fein“ ist: „Alt-Heidelberg, du feine“, mehr fällt ihm nicht ein. Und doch weckt genau diese Textstelle unsere philologische Neugier. Denn das Wörtchen „feine“ gibt ein paar Rätsel auf. Es lässt sich nämlich anhand der Quellenlage nicht recht bestimmen, weil sich in den Veröffentlichungen des Liedes von Anfang an ein Nebeneinander von Groß- und Kleinschreibung findet.

In der ersten Auflage des „Trompeters“ (1854) lesen wir „du feine“ – „feine“ analog zur handschriftlichen Vorlage Scheffels kleingeschrieben. Das gilt auch für die 25. Auflage (1873) und setzt sich über die 50. Auflage (1876) und die 100. Auflage (1882) bis in moderne Ausgaben fort. Auch das „Allgemeine Deutsche Kommerzbuch“ aus dem Schauenburg-Verlag kennt diese Schreibung. Dagegen lesen wir im Kommerzbuch „Gaudeamus igitur iuvenes dum sumus“ (1858) „du Feine“. Das gilt auch für das „Commerzbuch der Tübinger Hochschule“ (1874), die „Liedfolge für das Festbankett zu Ehren V[ictors] v[on] Scheffel am 15. Februar 1876“, gedruckt bei Hörning in Heidelberg, und ein unter dem Titel „Romantisches Heidelberg“ 2000 veröffentlichtes Liederbuch. Auch der heute zu recht völlig unbekannte Roman „Alt-Heidelberg, du Feine“ eines Rudolph Stratz (1920) schreibt „Feine“. Für beide Schreibungen lassen sich weitere Belege finden.

Wie ist dieses orthographische Durcheinander sprachlich zu bewerten? Bleiben wir zunächst bei der Kleinschreibung. Sie lässt nur die Deutung des Wortes „fein“ als adjektivisches Attribut zu einem nicht genannten Substantiv zu. Stilistisch haben wir es offenkundig mit einer Ellipse zu tun, das heißt mit einer durch Metrik und Reim bedingten Auslassung. Einfacher ausgedrückt: Wir müssen das fehlende Hauptwort in Gedanken ergänzen. Viele Möglichkeiten gibt es da nicht. Letztlich würde ein Rückbau der Ellipse zu der Aussage „du feine Stadt“ führen. Was aber soll damit ausgedrückt sein?

Ein Blick ins standardsprachliche Wörterbuch erlaubt aus der Vielzahl von Lesarten, die dem Adjektiv „fein“ immanent sind, nur eine Auslegung im Sinne von „gepflegt, vornehm, elegant [aussehend]“.⁸ Das „Deutsche Wörterbuch“ der Brüder Grimm findet Belege für „fein“ mit Bezug auf „liegenden Grund und Boden“ und überträgt mit „sauber, hübsch, nett“.⁹ Beispiele hierfür sind: „eine feine Stadt an der Wipper, die man noch Rugenwalde heizet“ oder „Memel an einem feinen Hafen an der Ostsee gelegen“.¹⁰ Demnach: „Alt-Heidelberg, du gepflegte, vornehme, elegante Stadt“? Zu Scheffels Zeiten war Heidelberg nicht viel mehr als ein beschauliches Provinznest. Ein Zeitgenosse des Dichters, der Schweizer Gottfried Keller, welcher 1848/49 in Heidelberg lebte, wäre sicherlich nicht auf den Gedanken gekommen, die Stadt und ihre Bewohner, die er verabscheute, als gepflegt oder sauber zu bezeichnen. Hübsch und nett würden wir vielleicht noch gelten lassen. Besonders spektakulär wäre eine solche Attribuierung allerdings nicht. Die standardsprachliche Auslegung des Eigenschaftsworts „fein“ befriedigt also nicht ganz.

Das wird auch nicht besser, wenn wir ins Regionalsprachliche ausweichen und das „Badische Wörterbuch“ heranziehen. Darin wird dem Adjektiv „fein“ neben anderen, nicht in unseren Kontext passenden, die Bedeutung „schön, famos, herrlich, prächtig“ beigemessen, dieses allerdings mit dem relativierenden Hinweis „unbestimmteres Lob“.¹¹ Demnach müsste man den Eingangsvers unserer Stadthymne wiedergeben mit „Alt-Heidelberg, du in irgendeiner Art und Weise schöne Stadt“,

denn mit den Adjektiven „herrlich“ und „prächtig“ mag man zwar ein Paris oder Berlin jener Tage in der Mitte des 19. Jahrhunderts auszeichnen wollen, Klein-Heidelberg am Neckarstrand aber eher nicht. Und „famos“ scheint mit Bezug auf eine Örtlichkeit ohnehin ziemlich ungebräuchlich zu sein. Bleibt also nur dieses „irgendwie schön“.

Halten wir daran fest, dass „feine“ das erläuterte Eigenschaftswort ist, dann wäre die Großschreibung Zeichen für dessen Substantivierung (Typ: du Liebe, du Gute). Prinzipiell ist eine solche Substantivierung immer möglich. Kleine Hunde werden von ihren Bewunderern gern mit „Du bist aber ein Feiner“ angesprochen. „fein“ bedeutet in diesem Kontext allerdings soviel wie „lieb“, was uns auf der Suche nach der wahren Bedeutung von „Du Feine“ auch nicht weiterbringt.

Das großgeschriebene „Feine“, das sich z.B. in der „Liedfolge für das Festbankett zu Ehren v[ictors] v[on] Scheffel am 15. Februar 1876“ findet, lässt aber auch eine ganz andere Deutung zu. Diese führt weg von der ziemlich uninteressanten Frage, ob Heidelberg nun tatsächlich als „irgendwie schön“, „prächtig“ oder gar „famos“ zu bezeichnen sei oder nicht, und zurück zum Zauberhaft-Verzaubernden der Stadt, so wie es viele namhafte Heidelberg-Besucher gesehen haben und noch heute sehen. Wir können nämlich die Hypothese aufstellen, dass „Feine“ gar nicht attributivisch gebrauchtes Adjektiv in einer Ellipse oder substantiviertes Adjektiv zur Charakterisierung der Stadt ist, sondern ein ganz eigenständiges Nomen repräsentiert. Dieses ist uns zwar heute nicht mehr geläufig. Wir dürfen aber annehmen, dass es Scheffel bekannt war. Die Rede ist von dem Hauptwort „Feine“. Aus der Gegenwartssprache ist es bis auf landschaftlichen Gebrauch verschwunden. Ganz anders liegt der Fall für das Mittelhochdeutsche.

Mittelhochdeutsch nennt man die Sprache der epischen Dichter und Minnesänger des Hochmittelalters ungefähr zwischen 1150 und 1350. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide und nicht zuletzt Gottfried von Straßburg sind die herausragenden Dichter jener Epoche, nicht zu vergessen der bis heute anonyme Autor des „Nibelungenliedes“ und viele andere. Das Deutschland des 19. Jahrhunderts ist geprägt von der Wiederentdeckung der mittelhochdeutschen Dichter. Die Begeisterung für das Zeitalter des Rittertums und der höfischen Minne kennt kaum Grenzen. Auch Scheffel liest die alten Texte. Sein „Ekkehard“-Roman ist ein Reflex der eigenen Mittelalterbegeisterung. Es gibt in Scheffels Gesamtwerk zahlreiche Hinweise darauf, dass er sich mit den mittelhochdeutschen Dichtern befasst hat und sich auch aus deren Wortschatz bediente. Vor allem – und das ist in unserem Zusammenhang besonders wichtig – hat sich Scheffel mit Gottfried von Straßburg und dessen „Tristan“-Epos beschäftigt. Zwei Hinweise darauf finden sich im „Ekkehard“, weitere gibt es in „Gaudeamus“ und anderswo in seinem Werk. Im „Tristan“ ist jenes Wort belegt, das hier in besonderem Maße interessiert. Zufall am Rande: Gottfried gebraucht es im Lob seines Kollegen Blicher von Steinach (d.i. Neckarsteinach). Gottfried schreibt über Blicher:

sinen sin den reinen, / ich wæne, daz in feinen
ze wundere haben gespunnen / und haben in in ir brunnen
geliutert unde gereinet.¹²

[Ich glaube, dass Zauberinnen seinen reinen Verstand so wunderbar gewirkt und in ihrem Brunnen geläutert und reingewaschen haben.]

Das Substantiv „Feine“ kommt nicht nur bei Gottfried vor. Es findet sich im „Trojanerkrieg“ ebenso wie in der Zusammensetzung „merfeine“ – also „Wassermixe“ – im „Lanzelot“. Neben „Feine“ steht die Form „Feie“. Im Neuhochdeutschen existiert praktisch nur noch „Fee“. Diese „Feinen“, „Feien“, „Feen“ werden hinsichtlich ihrer Funktion in den Wörterbüchern unterschiedlich beschrieben. Für Johann Christoph Adelung sind sie 1775 „eine Art erdichteter Untergöttinnen, so die verderbte Einbildungskraft wider alle Kenntnis der Naturkräfte ersonnen.“¹³ Heinrich Campe sieht 1808 in ihnen „gewisse Untergöttinnen oder Zauberinnen höherer Art, welche sich die Dichtkraft in der mittleren Zeit [also im Mittelalter] schuf.“¹⁴ Halten wir uns an Campe, dann gilt die Gleichung „Feinen“ sind Zauberinnen. Damit ist die Brücke geschlagen, ist „Alt-Heidelberg, du Feine“ in die Tradition der Hölderlin'schen und Lenau'schen Zaubersicht gestellt und zu Scheffels Ehrenrettung beigetragen. Nichts anderes würde, wenn sich unsere Hypothese als wahr erweisen sollte, „Alt-Heidelberg, du Feine“ heißen als „Alt-Heidelberg, du Zauberin“. Nur zu gern würden wir glauben, Scheffel den Gebrauch eines zwar altfränkischen, aber unter Heidelbergtypologischen Gesichtspunkten bedeutenden Begriffs unterstellen zu dürfen. Mit Blick auf die Urfassung des Liedes würde das allerdings heißen, dass bei Scheffel selbst im Laufe seiner Beschäftigung mit den Texten des Hochmittelalters ein Umdenken stattgefunden haben muss, das dazu geführt hat, dass er im Laufe der Jahre zur Großschreibung „Feine“ übergegangen ist, denn die überlieferte Handschrift der Urfassung des Liedes („Weinheim Juli 52“) weist, wie bereits ausgeführt, Kleinschreibung auf. In der handschriftlichen Ausgabe seines „Festgedichts zum Jubiläum der Universität Heidelberg“ (1886) endet Scheffels „Nun grüß Dich Gott, Alt-Heidelberg [sic!]“ mit der Strophe:

Heil Allen, die im Wissensschacht
Nicht Müh' noch Arbeit scheuten,
Die manche Nacht durchdacht, durchwacht,
Und sich der Jugend freuten.
Und Heil der Stadt, wo Schöpfungspracht
Mit Weisheit im Vereine:
Ein brausend Hoch sei Dir gebracht
Altheidelberg, du Feine.¹⁵

Hier schreibt Scheffel unverkennbar – und wie wir jetzt annehmen wollen: bewusst – groß. Damit kann jeder für sich entscheiden, ob Heidelberg in Scheffels Hymne einfach nur die „irgendwie schöne Stadt“ oder aber ganz im Sinne Hölderlins, Lenaus oder Graf Wickenburgs und anderer „die Zauberin“ sein soll. Im Grunde ist das aber völlig egal. Jeder darf hier nach seiner eigenen Façon glücklich werden. Was man auch immer in das „Alt-Heidelberg, du feine/Feine“ hineininterpretieren mag,

gültig bleibt in jedem Fall, was der 1979 verstorbene Heidelberger Privatgelehrte Werner Schindler einst über unser Lied schrieb: „Die schlanken Verse haben das Leuchtbild einer innerlichen Heimat aufgerichtet, die unverlierbar ist, wem sie einmal zu eigen wurde, und die deshalb auch in jederart Zukunft Bestand behält, solange sie innere, nicht äußere Wahrheit hat.“¹⁶

Anmerkungen

- 1 Michael Buselmeier (Hg.): Heidelberg Lesebuch, Frankfurt a. M. 1986, S. 41.
- 2 Wilhelm Zenker: Was bedeutet uns Joseph Victor von Scheffel?, in: Badische Heimat, 41. Jg. (1961), Heft 1, S. 1.
- 3 Ernst Boerschel: Joseph Victor von Scheffel, Bielefeld, Leipzig 1911, S. 18.
- 4 Alle Zitate aus dem „Trompeter“ nach: Joseph Victor Scheffel: Der Trompeter von Säckingen, 25. Aufl., Stuttgart 1873.
- 5 Rudolf Kettmann: Ein Loblied auf Heidelberg, in: Elmar Mittler (Hg.): Heidelberg. Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996, S. 321ff.
- 6 Ebd.
- 7 Diese und die folgenden Textstellen zitiert nach Buselmeier (wie Anm. 1) und Sabine Underwood: Heidelberg in alten und neuen Reisebeschreibungen, Düsseldorf 1993.
- 8 Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden, 3. Aufl., Bd. 3, Mannheim 1999.
- 9 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, 3. Bd., Leipzig 1982.
- 10 Ebd.
- 11 Badisches Wörterbuch, hg. vom Kultusministerium Baden-Württemberg, 2. Bd., Lahr 1942–1974.
- 12 Zit. nach: Gottfried von Straßburg: Tristan, hg. von Karl Marold, unver. 4. Abdruck nach dem 3., Berlin u.a. 1977, S. 71.
- 13 Hermann Paul: Deutsches Wörterbuch, 10. überarb. und erw. Aufl. von Helmut Henne, Heidrun Kämper, Georg Objartel, Tübingen 2002.
- 14 Ebd.
- 15 Zit. nach der Handschrift.
- 16 Werner Schindler: Ein Lied ging um die Welt, in: Heidelberger Fremdenblatt 1961, III, S. 6.

